

Nebrauer Anzeiger

Amliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen
 „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“
 Bezugspreis für einen Monat:
 Bei der Geschäftsstelle und den Postanstalten 0.86 Mf.

Schriftleitung: Wilh. Sauer in Kisleben.
 Druck, Verlag und Briefadresse: Sauer'sche Buchdruckerei, Kisleben.
 Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufmann Weis, Markt 34/35.
 Fernsprecher: Amt Kisleben Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22832

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 5 Rf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Restameteil 15 Rf. Anzeigenannahme am Drucktag bis 12 Uhr mittags.
 Bankkonten:
 Stadtpostkasse Nebra — Bankverein Arttern.

Nr. 98

Mittwoch, den 9. Dezember 1925.

38. Jahrgang.

Fascistische Bilderstürmer.

Während der faschistischen Diktator Mussolini dem deutschen Volkstheater in Rom zum kürzlich erfolgten Abschlus der deutsch-italienischen Handelsvertragsverhandlungen keine Glückwünsche übermittelt, lauteten die gleichzeitig bei uns eingetroffenen Nachrichten aus dem Trebiano leinestzeit gepörrten irdentischen Teil Sibitrols außerordentlich betrüblich. Fast täglich kommt es in den dortigen Grenzgebieten zu fölschlichen Demonstrationen gegen den deutsch-stämmigen und nach wie vor auch deutschempfindenden überwiegenden Teil der Bevölkerung. Die Regierungsmaßnahmen aus Rom übertreffen sich nacheinander in geradezu grotesk erscheinenden Ueberschülungen, die die Sage immer betrüblicher machen. Es ist unter diesen Umständen zu verstehen, daß der deutschstämmige Teil der Sibitroler, die an und für sich schon ein seit Jahrhunderten überlieferetes stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein haben, zu Abschonungsmaßnahmen getrieben wird, die wiederum in italienischen Behörden als unfähig bezeichnet und dahin bringen, aus 31. neuen Gewaltmaßnahmen zu fordern. Nachdem man früher gegen Einzelpersonen, die sich gegen die italienische Oberhoheit „empörten“, mit Geldstrafen und Freiheitsberaubungen vorgegangen ist, ist man jetzt dazu geistrieben, auch den Kulturkampf gegen alles, was an deutsches Wesen erinnert, praktisch durchzuführen. So wurde die Entfernung des in Rom lebenden, alten Sibitrol bereidenden Bedachters dieses herrlichen Landes in jüngerer Erinnerung lebendes Denkmal des deutschen Minnejägers Walter von der Vogelweide verfügt, nachdem die italienische Regierung den Protest der Einwohnerschaft Romens, soweit sie deutsch fühlt, in letzter Instanz verworfen hat.



Zum Terror der Fasziisten in Südtirol. Das Denkmal des deutschen Minnejägers Walter von der Vogelweide in Bozen, dessen Entfernung aus Tirol nunmehr in letzter Instanz von der italienischen Regierung befohlen wurde.

Politische Nachrichten

Um die neue Reichsregierung. Am Sonnabend hat der Reichstagsler Dr. Luther dem Reichspräsidenten die Demission des Kabinetts überreicht. Der Reichspräsident hat den Rücktritt entgegengenommen und den Reichstagsler und die Minister ersucht, bis zur Neubildung der Regierung die Geschäfte weiterzuführen. Reichspräsident von Sineburg hat sich am Sonntag vom Reichspräsidenten über den Vertrag halten lassen und am Montag die Parteiführer empfangen, um mit ihnen die politische Lage zu besprechen und sich über die Ansichten der einzelnen Parteien unterrichten zu lassen. Dabei hat der Reichspräsident den Wunsch geäußert, daß die Regierung auf möglichst breiter Grundlage gebildet würde und möglichst rasch vor sich gehen möge. Ob dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird, ist nach Lage der Dinge ziemlich zweifelhaft. So regte Luft zur Übernahme der Regierung ist eigentlich in keiner Partei vorhanden, denn die schwierige Lage Deutschlands, das Darniederliegen der Wirtschaft, Arbeitslosigkeit usw. werden in diesem Winter der Regierung Schwierigkeiten über Schwierigkeiten bringen. Sie wird sich in keiner Weise die Zustimmung des Volkes erringen können und davor haben die Parteien Angst. Denn leider ist es auch in Deutschland so, daß nicht das Vaterland an erster Stelle steht, sondern erst kommt die Partei, und ehe der Parteibefehl gegeben wird, verzichten die Auserwählten schon lieber auf die Ministerstelle. Es dürfte also nicht

leicht werden, eine Regierung auf breiter Grundlage zusammenzubringen. Voraussichtlich werden sich auch die Parteien noch ziemlich misstrauisch gegenüber, jede stellt ihre Bedingungen, von deren Erfüllung sie ihre Teilnahme an der Regierung abhängig macht. Es beginnt also der übliche große Kuhhandel, den wir ja schon zur Genüge kennen gelernt haben. Ob dabei nun die Wirtschaft zusammenbricht und die Arbeitslosigkeit immer größer wird, das ist den verantwortlichen Herren ziemlich gleichgültig, in erster Linie muß das Parteinteresse gewahrt werden. Die Krise wird also wohl noch ein Weilchen dauern. Der Reichspräsident hat „noch [niemand] mit der Neubildung des Kabinetts betraut, er will damit warten, bis sich die Parteien untereinander verständigt haben.

Preisabnahme. Das Reichskabinett verabschiedete am Sonnabend einen Gesetzentwurf zur Förderung des Preisabbaus, der namentlich sofort dem Reichstag vorgelegt werden wird. Der Gesetzentwurf enthält:

1. Bestimmungen über einen Bezugsloz zur Anwendung des Konturtes unter Aufhebung der Verordnung über die Geschäftsaufsicht; 2. Vorschriften gegen die Ausbeutung bei Vergebung von Aufträgen im Wege der Ausschreibung; 3. Befreiung der Ausschreibung der Zwangsorganisationen, die bisher nach der Kartellverordnung den Einwirkungsmaßnahmen der Reichsregierung und des Kartellgesetzes nicht unterliegen; 4. Bestimmungen, die hinsichtlich der Einwirkungsmaßnahmen des Staates die Anzeigen und Anzeigenverbände den Kartellen in gewissen Umfang gleichstellen; 5. Vorschriften über das Festhalten vor Rat zu setzen Gewinnt.

Die Bestimmungen der Reichsregierung auf Verabreichung der Zinsätze für öffentliche Gelder sollen zu dem weiteren Ergebnis geführt haben, daß sich den Vereinbarungen zur Zinsverabreichung der öffentlichen Gelder nicht nur die überwiegende Zahl der Länder vorbehaltlos angeschlossen hat, sondern auch die kommunalen Spitzenverbände, der deutsche Landestag sowie das Selbstnütz des deutschen Sparfassen- und Giroverbandes, die deutsche Girozentrale, ihnen vorbehaltlos beitreten sind.

Wiederannahme der deutsch-französischen Handelsverhandlungen. Aus Paris verlautet, daß Staatssekretär Trendelenburg am nächsten Donnerstag, den 10. Dezember in Paris eintreffen wird, um die deutsch-französischen Verhandlungen wieder aufzunehmen. Vertreter des Kohlenstands werden am Montag in Paris sein, um mit dem Minister für öffentliche Arbeiten die Frage der deutschen Kohleneinfuhr nach Frankreich zu regeln. Die „Journé Industrielle“ hält es für wahrscheinlich, daß man zu einem Abkommen gelangen werde. Die Kohleneinfuhr aus Deutschland werde freigegeben werden, nur einzelne Einschränkungen sollten bestehen bleiben, um die Interessen der französischen Kohlenproduktion zu schützen.

Deutschland hat erfüllt. Daily Telegraph meldet aus Paris: Die Reparationskommission hat in ihrer letzten Donnerstagstagung die Erfüllung der deutschen Zahlungsverpflichtungen für den Monat November festgestellt. Die letzte deutsche Zahlung im laufenden Jahre in Höhe von etwa 22 Millionen Goldmark ist am 20. Dezember fällig.

Eine Denkschrift über die Not der Landwirtschaft. Der preussische Minister für Landwirtschaft hat an die Reichs- und Staatsregierungen eine Denkschrift über die Notlage der Landwirtschaft und über die zu ihrer Behebung notwendigen Maßnahmen verfaßt. Aus dem Inhalt ist hervorzuheben, daß als wichtigstes Erfordernis für die Wiederherstellung der Landwirtschaft die Wiederherstellung des Preisgleichgewichts von landwirtschaftlichen Erzeugnissen und Bedarfsgegenständen angesehen wird. Daneben werden Vereinfachungen bei Festsetzung und Zahlung der Steuern, Vergünstigungen auf dem Gebiete der Eisenbahnfrachten und insbesondere die Senkung des unerträglichen Zinsfußes als wirksame Mittel angesehen, um die Rentabilität der landwirtschaftlichen Betriebe wiederherzustellen.

Die Lohnverhandlungen bei der Reichsbahn. Am Montagnachmittag begannen in der Hauptverwaltung der Deutschen Reichspost die Verhandlungen mit den Sachbewerkschaften der Eisenbahner, die eine allgemeine Aufbesserung ihrer Verträge mit Rücksicht auf die erschwerten Lebensbedingungen fordern. Die Vertreter der Gewerkschaften machten vor allem geltend, daß die Lebenshaltungskosten trotz der Preislenkungsmaßnahmen der Regierung

seit Abschluß des letzten Lohnabkommens wesentlich gestiegen seien, und daß die neue Lohnregelung diesen Verhältnissen Rechnung tragen müsse.

Amerikanische Schadenersatzforderungen. Die gemischte deutsch-amerikanische Kommission zur Regelung der Forderungen gegen die Kriegsschäden hat 287 Forderungen amerikanischer Bürger gegen Deutschland im Gesamtbetrag von 11 681 212 Dollars genehmigt. Die größte darunter ist die der Standard Oil Co., mit 4750 000 Dollar. In 194 Fällen, die mit der Besetzung der „Lusitania“ zusammenhängen, wurden zusammen 2409 418 Dollar bewilligt. 193 weitere Schadenersatzforderungen gegen Deutschland wurden abgelehnt.

Frankreich. Die neue französische Regierung hat für ihre Regierungsprogramm in Kammer und Senat eine Mehrheit erhalten. Bekanntlich befindet sich Frankreich ebenfalls in großen finanziellen Schwierigkeiten, wie fast alle Länder Europas. In Frankreich hatte man das Volk bisher damit geröstet, daß Frankreich den Sieg besahe. Da das nun aber doch nicht durchführbar ist, und jeder einmal in seinem eigenen Beutel greifen soll, ist großes Hallo. Der Finanzminister Loucheur wird deshalb noch manchen Kampf bestehen müssen, bevor Ordnung in die französischen Finanzen kommt.

Polen. Der Währungsverfall in Polen nimmt seinen Fortgang. Die Verhandlungen der polnischen Regierung in New York zur Erlangung einer Anleihe sind gescheitert. Man scheint demnach in Amerika wenig Vertrauen zur „polnischen Wirtschaft“ zu haben.

- Syrien. New York Herald veröffentlicht eine Depesche aus Kairo, nach der die Ankunft des neuen französischen Oberkommissars in Syrien, de Jouvenel, in Damaskus zeitlich mit einem Friedensangebot des Führers der Drusen zusammenfällt. Seine Vorschläge sollen wie folgt lauten: 1) Wiedereingührung des früheren Regimes für das Libanongebiet, 2) Abschaffung der Politik, Syrien in verschiedene Verwaltungseinheiten aufzuteilen, 3) Räumung des Gebietes der Drusen durch die französischen Truppen, 4) Einberufung der gescheiterten Versammlung, um neue Bildung einer annehmbaren Regierung, 5) Abschluß eines französisch-syrischen Handelsvertrages, 6) Annahme für alle politischen Verträge, 7) Zahlung einer Kriegsschadung.

Der Weg zur Friedensmiete.

Im Sommer hat der Reichstag ein Gesetz angenommen, demzufolge seitens am 1. April 1926 die vollen Friedensmieten wieder erreicht sein müssen. Daraufhin hat die preussische Staatsregierung einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, der die Verteilung der künftig vom Mieter zu zahlenden Beträge neu regelt. In der Begründung zu dem Gesetzentwurf heißt es, daß die Mieter in Preußen bisher nicht unerheblich besser daran waren als die Mieter in den meisten anderen deutschen Ländern. Bis Ende 1925 haben nämlich die Mieter in Preußen nur 82 Prozent der Friedensmiete zu zahlen, während z. B. in Bayern die Mieter bereits seit einigen Monaten 95 Prozent, in Thüringen die Mieter immerhin 90 Prozent zu zahlen hatten. Man wird es daher in den außerpreussischen Ländern als einen Akt der Gerechtigkeit empfinden, daß nun auch die Mieter in Preußen mehr als bisher zu zahlen haben werden, — wenn man sich schon einmal auf den Standpunkt stellt, daß die Bewirtschaftung der Mietschhäuser allmählich abgebaut werden muß. An dem neuen preussischen Gesetz gibt es jedoch einige Punkte, die für das ganze deutsche Volk Interesse beanspruchen. Dies ist zunächst die Bestimmung, daß von den 6 Prozent, um welche zunächst am 1. Januar 1926 die Miete erhöht werden soll, nur ein Drittel (2 Prozent) den Hausbesitzern, und zwei Drittel (4 Prozent), den öffentlichen Stellen zugute kommen sollen. Die auf den Staat entfallenden 4 Prozent sollen aber nicht einmal zum Teil der Verteilung der Wohnungsneubaukosten dienen, sondern restlos dem sogenannten „allgemeinen Finanzbedarf“ zuzuführen. Da die Hausmiete nach allgemeinem Urteil eine wirtschaftlich und sozialrechtlich wichtige Sache ist, muß gefordert werden, daß sie sobald wie möglich vermindert. Je größer aber das finanzielle Interesse des Staates an der Hausmiete ist, um so schwieriger wird es sein, sie zu senken. Denn die ein alter aber neuer Finanzminister wird sich von einer Einnahmequelle trennen wollen, die einen erheblichen Teil seines Finanzbedarfes deckt. Der Charakter der Hausmiete wird auch nicht dadurch geändert, daß sie, — wie es in dem erwähnten Gesetzentwurf vorgesehen ist, — in „Gesellschaftlichkeitssteuer“ umgewandelt wird. Der zweite Punkt, in welchem der preussische Gesetzentwurf allgemeines Interesse beansprucht, ist der, daß der Weg zur „Friedensmiete“ ausgerechnet in besonders schweren Krisenmonaten beschleunigt zurückgelegt werden soll. In der Zeit vom 1. Januar bis zum 1. April 1926 sollen die Mieten in Preußen um 52 Prozent auf 100 Prozent der Friedensmiete erhöht werden, d. h. um mehr als ein Fünftel des derzeitigen Satzes. Da die traurige Lage unserer Wirtschaft und unserer öffentlichen Finanzen eine allgemeine Erhöhung der Gehälter und Löhne in einem entsprechenden Umfang geahndet, so wird der schnelle Übergang zur

Ein gutes Buch fehle auf keinem Weihnachtstisch!

Reiche Auswahl in Geschenkliteratur in der Buchhdlg. W. Sauer, Kisleben.

wir uns alle an der Seppelin-Ebene nach Kräften beteiligen. Denn die überflüssige für Anfall ist eine Ehrenfrage für das ganze Deutschland, das hier die Bemühung, daß wir nicht nur den Deutschen, sondern auch allen Völkern, daß wir es auch im Herzen tragen, wie den Mann einer Frau. Darum heraus mit den Großem, die wir alle machen ein Ziel, jeder soll und muß geben, hier hilft kein Maulspießen, hier muß gepiffen sein. O. K.

mo. Wie dick ist der Londoner Nebel? London steht im Arie, die nebelhafte Stadt der Welt zu sein. Von der Höhe und Dauer des Londoner Nebels kann man sich kaum eine Vorstellung machen; es genügt, darauf hinzuweisen, daß an nebligen Tagen, besonders im Herbst, jeder Verkehr unterbunden ist. Alle Versuche, den Nebel zu zerstreuen, waren vergeblich und müssen vergeblich sein, da der Nebel eine schier ungläubliche Höhe erreicht. Man hat zur Erforschung des Nebels von London aus auch verschiedene Luftschiffe im Luftballon unternommen. Dabei zeigte sich, daß selbst in beträchtlicher Höhe nicht einmal die Fährtrichtung bestimmt werden konnte. Noch in einer Höhe von 400 Meter war der Nebel vollkommen un durchdringlich. Auch bei 650 Meter lichtete er sich noch nicht, doch war nun einigmaßen zu erkennen, wo die Sonne stand. Endlich in einer Höhe von ca. 800 Meter hörte der Nebel auf, und zwar ganz plötzlich, und bot von oben betrachtet einen Anblick wie dicht gehäufte Wolken. Das Schauspiel des von der Sonne beleuchteten Nebelmeeres war überaus prächtig anzusehen.

† Im Wasser lebende Affen. In der geologischen Abteilung des Britischen Museums sind zu a. die neuesten eine riesenhafte Halsbänder aufgestellt. Nach neueren Forschungen und Skelettfunden in den Sämpfen Madagaskars müssen diese Ur-Halbbären zum Teil im Wasser gelebt haben. Die heutigen Halbaffen oder Lemuren leben ausschließlich auf Bäumen.

— Der dreißigste General. In einer französischen Kriegszeitung befindet sich eine weitere Erzählung aus der Zeit des deutsch-bulgarischen Vormarsches in Serbien. Das Erlebnis spielte, bemerkte der Einsender, in Monastir ab. Dort geht ein Soldat nach seinem Zelt, unter jedem Arm eine baufisige Flasche tragend. Während er sich mit seiner Zelt abmüht, begegnet er einem Kameraden, über und über mit Schlamm aus dem Schützengraben bedeckt. „Guten Tag, alter Junge!“, „Tag!“, „Tag mal, du könntest mir doch eine Flasche tragen helfen!“, „Können wir machen!“ Bald geht man gemeinsam weiter. „Du, Kamerad, mich haben sie nämlich heute zum Karanall gemacht!“, „Was das schon heißen will!“, „Ich habe sie sogar zum General gemacht!“ Jetzt erst erkennt der andere die vom Schlamm bedeckten Generalshörner, kriegt den Schreck, steht stumm und — „Du, Kamerad, wenn ich jetzt deinen Gruß erwidern soll, muß ich deine Flasche hinwerfen! Also, vorwärts marsch!“ Und man ging abermals gemeinsam weiter.

— Wie Napoleon den Franzosen die Wahrheit sagte. Wie oft schon ist der Satz demotiviert worden, daß die Franzosen nicht die Wahrheit erfahren dürfen. Das Volk will und muß belogen werden. Das wußte schon Napoleon I., der sogar nach der entsetzlichen Niederlage in Russland noch triumphierende Berichte nach Paris melden ließ. So lautete ein „Bulletin“ vom 14. September 1812: „Die große Schlacht bei Borodino lehrt die Russen aufrichtig, Moskau zu verteidigen. Sie haben die Hauptstadt verlassen. Es ist halb zerstört. Die siegreiche Armee zog in Moskau ein. Auch Se. Majestät der Kaiser trifft in diesem Augenblick mit dem Hauptquartier ein.“ Zehn Tage brachte die Nachricht bis Paris, wo folglich der „amtliche Jubel“ ausbrach. Die günstigen Berichte wiederholten sich bis Anfang Dezember, von wo an sich die Wahrheit nicht länger verbergen ließ. Als Metternich einmal zu Napoleon bemerkte, daß seine Berichte nicht immer der Wahrheit die Ehre gegeben hätten, antwortete ihm der Kaiser: „Meine Berichte sind für Franzosen bestimmt. Die Wahrheit ändern die Pariser nicht hören.“ Und so ist es auch heute noch.

Praktisches Weihnachtsgeschenk!

MAGG'S Würze in Flaschen,
MAGG'S Suppen in Würfeln,
MAGG'S Fleischbrühwürfel.
Man achte genau auf den Namen MAGG.

† Tierische Toilettenkunst. Es gibt mancherlei Tiere, die einen großen Toilettenluxus treiben und es mancher Dame hierin gleich tun. Zu diesen gehört ganz besonders die Robbe und namentlich das Krokodil. Natürlich ein jedes in seiner Art. Eine Zahnbürste könnte das Krokodil zwar nicht gut handhaben; es öffnet daher seinen Rachen, ein besendeter Vogel, der Regenpfeifer, fliegt hinein und pickt hierauf alle Poren der Hautseiten zwischen den Zähnen heraus. Von manchen Krebse und Krabben weiß man, daß sie sich Kleider und Hülsen aus grünem und roten Seetang machen. Die Elefanten sind sehr besorgt um die Reinlichkeit ihres ganzen Körpers und lieben besonders kalte Douchen, die sie sich selbst mit Hilfe des Rüssels verabreichen. Feldmäuse, Füchse und Wölfe kämmen und bürteln fortwährend an sich herum, ebenso wie die Käse und alle Kageniere, Löwen, Tiger usw. Nur benutzen erstere die Hinterbeine, letztere die Vorderpfoten dazu und abstreifen auch die Fänge.

mo. Die 24-Stunden-Zeit. Fast alle ausländischen Bahnen sind bereits zur Anwendung der 24-Stunden-Zeit im Eisenbahnverkehr übergegangen. Nur in Deutschland sind die Verhältnisse mit dem gleichen Zweck bei der Reichsbahn noch nicht auf fruchtbaren Boden gefallen (aber im Güterverkehr rechnet die Reichsbahn nach der 24-Stunden-Zeit). Jetzt hat der Verkehrsverein Mannheim einen Fahrplan unter Anwendung der 24-Stunden-Zeit in seinem kleinen Reisehandbuch „Mannheim im Fernverkehr, Winter 1925—26“ herausgebracht. Dem Publikum ist dadurch Gelegenheit gegeben, sich mit der veränderten Zeitangabe vertraut zu machen.

— Reich und dennoch arm. Es ist jetzt genau 50 Jahre her, seitdem man in Südafrika den ersten Diamanten fand. In der Folge der heutigen Duitsois von heute ein Farmer namens de Beers, als man für sein Ansehen um 120000 Mk. einig wurde, nachdem er noch kurz vorher vergeblich sich die Beers doch bald danach vor Gram gestorben, nachdem er erfahren hatte, daß sein Land über 1000 Millionen Mark an Diamanten barg, und daß er hätte den hundertfachen Preis erzielen können.

mo. Die Olympiade 1928 in Amsterdam. Nachdem die finanzielle Seite geregelt ist geht man jetzt in Amsterdam energisch an eine großartige Ausführung der Veranstaltung. Die Gesamtkosten, einschließlich des Baues eines Stadions werden auf 2,50 Millionen Gulden berechnet. Holland garantiert 100000 Gulden, die Stadt Amsterdam legt eine Prämienanleihe auf, die bis zu 500000 Gulden bestimmt ist. Von privater Seite wurden 1140000 Gulden gezeichnet und weitere

980000 Gulden gezeichnet. Gewiß ein anerkennenswerter Opfermut der Holländer. Das neue Stadion bietet Platz für 40000 Zuschauer und wird allen denkbaren Forderungen Rechnung tragen. Zu seinen Bau sind 5000 Arbeiter von je 14 Meter Länge und 7000 Kubikmeter Eisenbeton nötig. Neben dem Hauptport erhält der Stadt und Reichsport zwei große Gebäude. Südlich vom Sportpark wird ein großes Schwimmbad errichtet mit Tribünen für 5000 Zuschauer.

† Vorbereitungen der Amateurböyer. Da das Böyer einer der Sportweige ist, in denen Deutschland nach den Auslandsereignissen seiner Amateurböyer Ausschichten auf Erfolg hat, geht der Deutsche Reichsverband für Amateur-Böyer schon jetzt daran, den ganzen Vorbereitung auf die Vorbereitung für die Olympiade in Amsterdam einzustellen. Die Wettkampfbestimmungen werden den internationalen Bestimmungen entsprechend umgearbeitet; die neue Ausgabe wird spätestens Januar erscheinen. Der Reichsverband hat an den Reichsausschuß die Bitte gerichtet, im nächsten Sommer im Deutschen Stadion Kurse für Übungsleiter und befähigte Böyer durch eine erkleckliche Kraft abhalten zu lassen, erst dem 2. A. J. W. 3. die Mittel zur Verfügung zu stellen, einen Reichstrainer zu ernennen.

— Beim Fernwettbewerb der Deutschen Turner-Verband im Verlauf dieses Jahres waren nicht endgültiger Feststellung nicht weniger als 6260 Vereine mit zusammen 136985 Turnern und Turnerinnen als Käufer beteiligt. Einzelne Käufe nahmen mehr als 3 Tage in Anspruch.

— Die Deutsche Reichsbahn hatte im Oktober eine Einnahme von 128 Millionen Mark aus dem Personenverkehr, von 249 Millionen aus dem Güterverkehr und von 26 Millionen aus verschiedenen anderen Quellen. Zusammen 401 Millionen. Demgegenüber betragen die gesamten Ausgaben 396 Mill. einschließlich 50 Mill. für Reparationsdienst und 20 Mill. für Rückstellungen. Der Personalbestand stieg um über 3000 Köpfe von 727 429 Ende September auf 730 873.

Merke! Weisheit

— Die Notenschrift und Tonbezeichnung wurde vor etwa 1000 Jahren von den Mönchen Hucbad und Guido von Arezzo erfunden.

— Man hat berechnet, daß sich ungefähr 7000 verschiedene Farben bezw. Farbnuancen herstellen lassen.

— Die größte bekannte zusammenhängende Knochenmasse ist der Schädel eines vorgeschichtlichen Mastodon, das im Country Vermont in den Vereinigten Staaten zwischen Kiez und Sand ausgegraben wurde. Dieser Schädel wiegt rund 18 Zentner.

— Die Hirse gehört zu den ältesten Getreidearten; sie stammt aus China und wurde dort schon 3000 Jahre vor Chr. angebaut.

— Eine billige, feine Weihnachtskarte. Der Berger-Verlag (C. J. Berger München 2) und München-Pasing, ein im 20. Jahre bestehendes Verlagsgesellschaft, bietet heute ein schönes Weihnachtskarten für alle Deutschen, die im Einzelhandel oder Landbesitzer die Vaterland im Einzelhandel vertreiben, zu billigen Preisen an. Auch der wirtschaftlich Schwache kann sich über jeden Geldbeutel eine schöne, billige, dauernde Weihnachtskarte leisten. Ziel von Drogen, nur die billige Weihnachtskarte der großen Läden des deutschen Volkes in Preis und Inhalt gleichmäßig ist das in Deutschland zu nur je 25 Pfennig erscheinende illustrierte Weihnachts-Gesamtwort: „Der Wäckerer im Bild“, eine unvergleichliche Weihnachtskarte, die, was der alte, Vater, Mutter, Schwestern, Bräutigam an Heidenatzen vorbrachten, ist ein für Kinder u. Kindes kinder stolzes und wertvolles Kunstwerk für jeden Geldbeutel. In der illustrierten Ausgabe an der Front, aber am Abend, im Saal, bei der Weihnachtsfeier im Dienst am Vaterland seine Pflicht getan. Der Berger-Verlag München-Pasing bietet Folge 1—8 des Werkes mit prächtiger, weinroter Karton-Gesamtwort für zusammen nur 20 Pfennig an. Wäckerer ist aus dem Inhalt dieser Verlagsdruckerei, die als großartigste Verlagsdruckerei von ihrem Jahrbuch vor 20 Jahren begründet wurde, in unserem Blatt zu lesen.

Kirchliche Nachrichten

Mittwoch, 9. Dezember 1925.

Die Bibelstunden am Mittwoch muß ausfallen, ebenso die Veranstaltung des Jungfrauenvereins am Freitag.

Kennst du das Land...

Roman von Hedda v. Schimidt.

14) (Wachdrub verboten.)
Thomafine fand, sobald Onkel Thomas ihr etwas erklärte, sie auf Schopenhauer in der Kunst aufmerksam machte, dieses für das ihr vorher jegliches Interesse ferngelegene hatte, fesselt. Er meinte dann wohl lächelnd, es wäre ihm leid, daß er nicht bereits früher auf den Einfall gekommen sei, sein Patentin zu sich einzuladen.
„Am liebsten möchte ich dich überhaupt nicht wieder hergeben, Thomafine“, äußerte er.
Sie aber schüttelte mit dem Kopf: „Das geht nicht, Onkel Thoma, da weißt ja gar nicht, wie sehr Mutter und Onkel mich nötig haben.“
„Du kennst's mir vorstellen“, gab er zu und machte sich im stillen weiter Vorwürfe, daß er sich bisher wenig um seine Schwägerin und deren Lächeln gekümmert hatte.
Eine Jethy fragte, die ihm unwillkürlich die Hinterbeine seines Bruders nähergebracht hatte, deren gelegentliche Briefe an ihn ihm von ihrem Leben in der Familie Wäckerer erzählt hatten, wählte er noch heutigen Tages nicht, welche prächtigen Patentin er besaß.
„Wie du deiner Großmutter Wäckerer ähnlich siehst, mein Kind“, diesen Ausspruch vernahm Thomafine oft von ihm. Es kam jedoch nie ein Tag, das er ihr durch die Anerkennung dieser Familienähnlichkeit sollte. Thomafine liebte es, in der Dämmerung in einem der geschätzten Stühle im Atelier zu lauern und den alten Geschickten, die Thomafine Wäckerer zu lauschen. Und unter den vielen Bemerkungen, Entwürfen und Skizzen, welche die Hände des Meisters kühnen, mochte Thomafine das kleine Bortenpöcher schätzen an liehen.
Jethy hatte von Heiminger einen launigen Reizausdrucksstück — auf eine große Palette hingemalt — erhalten.
„Mir scheint es, als ob Max Heiminger nicht so recht an meine Zukunft als Malerin glaubt“, äußerte sie, die Karte, die er entworfen hatte, kritisch betrachtend.

„Er mag wohl seine Gründe haben“, erwiderte Thomafine gelassen, „aber es bleibt dir unbenommen, ihn eines Beseren zu belehren, mein lieber Herz“, sagte sie begnügungsvoll.

Jethy warf ihren Kopf in den Nacken und ihre Augen blitzten kampfbereit:

„Dein Onkel Thoma findet doch auch, daß ich schon jetzt etwas kann, und meint, daß ich noch weit mehr werde erreichen können.“

„Gewiß, gewiß“, bestätigte Thomafine beschwichtigend, „aber etwas festhalten, denn ihre eigenen Herzensangelegenheiten beschäftigen sie viel ausführlicher, als sie es gehört und gewöhnlich hatte.“

Hier in München, wo eigentlich jeder neue Tag ein Festtag war, verfiel sie doch immer wieder in die vertraute Stimmung, für die sie anfangs keine Begründung hatte finden können. ... Nun trübte sie, was es war: sie liebte Walter Solten. So zart und feinst und zöghaft war dieses Empfinden. Es war, als schmeie sich Thomafine Wäckerer, ihr Herz entsetzt zu haben. Die Liebe verdrängte alle Härten aus ihrem Wesen — sie fühlte, daß sie am Vorabend eines großen Glückes stand, ihre Geduld führt sie oft nach einem ihr noch unbefangenen Land. Sie erfuhrerte förmlich bei den Gedanken, daß Walter sie wiederliebe. „Dude, gewaltsam dich sein“, bald ist keine Nummer voll „Dome“, diese Strahlen fliegen ihr ein. Ja, ganz gewöhnlich wollte sie warten, bis ihr Glück, an das sie fest glaubte, da war ...

Frau Wäckerer bereitete es häufig Kummer, daß Thomafine her in ihrer Art, rauch in ihrem Urteil war. Nun machte sie diese neue Wandlung, die sich in ihr vollzogen hatte, doppelt amüsig und liebenswürdig. Die Weisheit, die aus ihrem Wesen her, erst Thomas Wäckerer am meisten an seiner Nichte. Er dachte mit Bedauern daran, daß er bald nicht mehr die beiden jungen Mädchenstimmen vernahmen würde. Jethys Ferien nahen ihrem Ende, und Frau Wäckerer erwartete Anfang Januar zwei neue Pensionärinnen. Unter diesen Umständen war Thomafine zu Hause nötig.

Auf einem ihrer Streifzüge zu tritt heute Thoma Wäckerer eine Erklärung ab, die in eine Bruchstücke zerbrach. Das gute Wetter war unermittelt umgefallen, in Thoma Wäckerers Atelier drante täglich um unterbrochen ein Kammerfein — er selber sah fiebernd zu Bett. Der Fall war nicht schwer, immerhin konnte man bei dem Alter des Kranken auf alles gefaßt sein.

Von Thomafinesn Weisheit war nun trotz allem keine Rede mehr — es war einfach ihre Pflicht, den alten, einsamen Mann zu pflegen. Sein Zustand besserte sich sehr langsam. Dann empfahl der Arzt ihm dringend, in der Stadt zu reisen, er aber weigerte sich, in Begleitung eines Krankenpflegers zu reisen. Ja — wenn Thomafine sich entschließen könnte, mitzugehen. Dann wäre er bereit, für die ärztlichen Vorschriften zu sorgen, andernfalls würde er sein letztes Stündlein gestirbt auch hier in München erwarten.

Thomafine fragte bei ihrer Mutter an, die antwortete ihr, es wäre selbstverständlich, den Wunsch des Lebenden zu erfüllen. So kam es, daß das junge Mädchen, ehe es recht wußte, wie ihm geschah — denn plötzlich war dieser neue Reizeisen betriebsfertig worden — mit dem halb Gesehnen im Zuge sah, der nach Almerai eilte.

Das wird mir nun Thomafine erleben müssen, hatte Frau Wäckerer mit einem betimlichen Seufzer gedacht. Die nun Sechzigjährige war aber alles andere, nur kein Pausmütterchen. Von Jethy war für Frau Wäckerer vollends nicht die kleinste Stütze im Laufe zu erhoffen, denn Jethy hatte sich jetzt wieder aus München mit einer befehligenben Fortschickung entfernt, die sie nach Almerai eilte.

Eines Tages erlebte dann Frau Wäckerer eine ihr außerordentlich peinliche Überraschung: Onkel, das kleine Traumschiffchen, erklärte ihr mit einer ganz plötzlich erwachten Energie, sie habe das Talent zu einer Schauspielerin in sich entdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben im Wort

1925

★ Schriftleiter: Paul Lindenberg ★

1925

Morrüh / Erzählung von Charlotte Niese

(Echtheit)

(Nachdruck verboten.)

Morrüh wurde allgemein die brave Obst- und Grünfrüchthändlerin genannt, die seit vielen Jahren in einer belebten Straße ihren Keller hatte und die ledersüßigen „Volljes“ verkaufte. Sie erfreute sich bei Reich und Arm der größten Beliebtheit, auch in der Familie des Senators, dessen Sohn den angekommenen Neffen Julius Morrühs unterrichtete. Die Jahre vergingen. Seiner Mutter beschrieb er ein eigenes Geschäft und betrat sie. Ost dachte er Morrüh, die ein Wein gebrochen.

Julius kam immer wieder zu Morrüh, sah bei der Alten, erzählte ihr etwas, und hatte er keine Zeit, kam die junge Frau. Das Geschäft dahinten im Norden der Stadt ging zuerst nicht besonders, dann aber kamen die echten holländischen Volljes, die bald einen gewissen Ruf erhielten. Als Morrühs Wein wieder so weit war, daß sie sich mit einem Stock im Keller bewegen konnte, da brachte ihr Julius eine große Schachtel von diesen Volljes und konnte berichten, daß sie eine große Einnahmequelle für ihn wären. Julius war ein ansehnlicher Mann geworden. In der Schule war es nicht besonders mit ihm gegangen, aber er konnte jetzt gut reden und las in seinen freien Stunden in ernsthaften Büchern.

„Werd man nich gelehrt!“ sagte Morrüh, als er auch zu ihr ein kleines Buch mitgenommen hatte und nach dem Sonntagnachmittagskaffee darin las. „Nicht zu hoch und nicht zu niedrig! Bleib, was du bist und nicht mehr!“

Aber sie war doch nicht ganz unzufrieden, als Julius plötzlich zum Stadtverordneten seines Bezirks gewählt wurde. Sie fragte allerdings, wie kann das angehn, und ist er nicht unbescheiden, aber dann wurde sie doch etwas würdevoller in ihrem Benehmen gegen die kleinen lustigen Dienstmädchen, die es immer noch gab, und die liebend gern in ihrem Keller zusammenkamen und über ihre Herrschaft klappten.

Aber der Gemüsehandel ging nicht mehr so gut. Nur einige Häuser von ihr entfernt ließ sich ein junger Mann nieder, der wohl eine alte Mutter, aber noch keine Frau hatte. Er scherzte mit den kleinen Dienstmädchen, lud eine und die andere zum Theater ein und sollte sehr schön Walzer tanzen. War es da ein Wunder, daß die alte, oft mürrische Frau in ihrem Keller vergessen wurde? Einige alte Kunden blieben ihr treu, aber dieses ließ dem jungen Mann nach, von dem es auch hieß, daß er billiger wäre.

Morrüh klagte nicht; sie wurde nur stiller und auch verdrießlicher. Sie ging auf die Sparrasse und holte sich Geld. Ehedem hatte sie wohl etwas hingebraucht, jetzt ging das nicht mehr.

„Wir werden alt, Morrüh!“ sagte die Frau Senator, die sie einmal besuchte. Die einst so stattliche Frau fiel auch ein wenig zusammen und hatte Sorgenfalten.

„Wie ist das mit Bertold?“ erkundigte sich Morrüh. Die Gefragte seufzte.

„Er ist sehr weit weg. Ganz unten in Süddeutschland hat er eine Anstellung. Am liebsten wäre er hier Senator. Aber es haben sich viele um das Amt beworben!“

„Ist denn hier was frei?“ Morrüh las keine Zeitungen und wußte nicht viel von dem, was in der Stadtverwaltung vorging. Da berichtete denn die Frau Senator, daß hier ein Senator gewählt werden sollte. Bertold hatte solche Lust, hierher zu kommen, und präsentiert würde er schon werden.

Aber die Bürgerschaft, die nachher wählte, würde ihn vielleicht nicht nehmen, weil er ein hiesiger war. Manchmal wollten sie lieber einen Fremden.

„Was 'ne Verrücktheit!“ meinte Morrüh, sagte aber nichts weiter und schalt, daß die Kohlen so teuer würden.

Beim Weggehen begegnete Frau Senator Julius, der sie ehrerbietig grüßte. Sie stand still und sah den stattlichen und gut gekleideten Mann wohlgefällig an.

„Ihre Tante klagt, daß die Kohlen so teuer werden!“ erzählte sie. „Ihr Geschäft scheint auch nicht mehr besonders zu gehen.“

Julius wurde flammend rot. Nachdem er sich von der alten Dame verabschiedet hatte, machte er fehr und ging zum Kohlenhändler.

Am anderen Morgen fuhr ein vollbeladener Wagen vor Morrühs Keller. Der Kutischer fragte, wo er die Kohlen abladen sollte.

Morrüh sah ihn böse an. „Hab' ich Kohlen bestellt?“

„Sie sind all bezahlt, Morrüh!“ tröstete der Kutischer, der Morrüh auch kannte. „Ich glaub', was Ihr Neßböh is.“

Morrüh unterbrach ihn.

„Dann fahren Sie man die Kohlen zu meinem Neßböh hin. Ich hab' noch keine bestellt, und was ich bestellt hab', das bezahlt ich selber!“

Es half nichts; die Kohler mußten wieder weggefahren werden. Nachmittags kam Julius und war sehr unglücklich.

„Tante, darf ich dir nicht einmal ein paar kumpige Kohlen schenken? Du weißt doch, daß ich es kann. Mein Geschäft geht gut, und du könntest mir doch die Freude machen.“

„Halt dein Schweigstill!“ Morrüh schlug mit der Hand auf den Tisch. „Meinst, daß du mir blamieren sollst für die ganze Straße? Hab' ich mir nicht mein ganzes Leben durchgebracht, und du willst du mir zum V-terweib machen?“

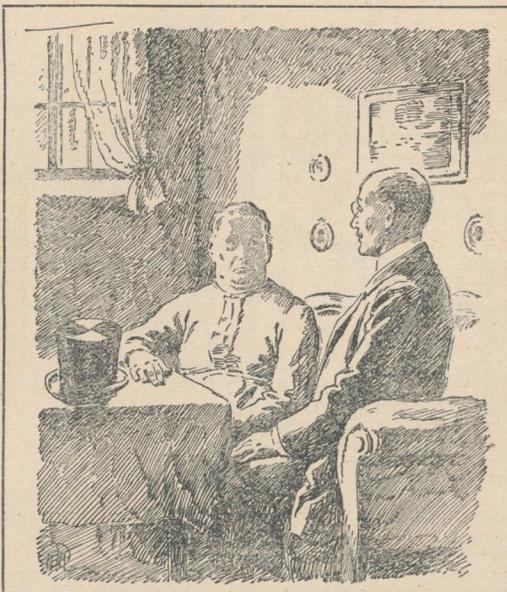
Sie schalt noch eine Weile, und Julius sah ergeben vor ihr und ließ den Strom ihrer Worte vorüberlaufen. Als sie schwieg, begann er vorsichtig: „Tante Morrüh, ich war ein Waisenkind, und du hast mich groß gemacht. Ich hab' es gut bei dir gehabt, obgleich mein Vater dich hatte sitzen lassen. Alles, was ich bin und was ich habe, verdanke ich dir, und nun darf ich dir nicht einmal etwas aushelfen!“

Morrüh war ruhiger geworden.

„Ja, du bist immer ein hübschen komisch gewesen, ich will mir nicht mehr ärgern, aber ich verbitt mir deine Geschenke. Aber ich hab' gehört, daß du was in der Stadt zu sagen hast. Neulich hast sogar was gegen unsern Bürgermeister gesagt, was ich sehr dreist finde, und was sich auch nicht gehört. Denn die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt, und da darf man nich gegen angehen. Aber, wenn du wirklich was zu sagen hast, denn laß man Bertold von gegenüber Senator werden. Er will so gern her, was ich ihm nicht verdenken kann, wo es doch am allerbesten hier in unsere Stadt is! Sieh' ihn ein hübschen bet, hörst du?“

Julius richtete sich etwas in die Höhe, und der Ausdruck seines Gesichtes wurde anders.

„Liebe Tante, Herr Bertold ist nicht unser Kandidat für den Senatorposten. Es tut mir leid, aber seine politischen Ansichten —“



Sinnsprüche

Von Ludwig Fulda.

Erlernte der Mensch mit Stöhnen und Schweißen
Sich selber besitzen,
Gleich sucht er wieder mit vielen Beschwerden
Sich los zu werden.

★

Menschen sind wie wandernde Sterne —
Jeder dem andern weltensferne,
Jeder um seine Achse kreisend,
Unverrückbare Bahn durchreisend,
Anfangs glühend, zuletzt vereisend.
Wenn Du nicht im Alltag Dich willst verlieren,
Lerne jeden durch ein kleines Fest verlieren.
Kein Lärm, kein Aufwand muß dabei gescheh'n;
Du kannst es einsam mit Dir selbst begeh'n.

Morrüh unterbrach ihn. „Du liebe Zeit, komm mich nicht mit Worten, die ich nicht verstehe! Wer hat dich Stunden gegeben, als du noch ein kleiner dummer Junge warst? Wer hat mit dich in die Bibel gelesen, hier in mein Wohnzimmer, und wer hat dafür gesorgt, daß du nicht zu dumm bleibst? War das nicht Bertold?“

„Später sah er mich nie, wenn ich ihn grüßen wollte!“ murmelte Julius.

„Kann sein und kann nicht sein. Bist vielleicht nicht höflich gewesen; mir hat Bertold immer gegrüßt, und seine Mutter hat dich den guten Platz als Lehrling verschafft. Weißt du das nicht mehr? Du schnachst von Dankbarkeit gegen mir: liebe Zeit, ich hab' an dich mein Vergnügen gehabt und mein' Gesellschaft. Dein Vater hab' ich lang vergessen; was er mich angetan hat, da bin ich gut mit fertig geworden. Aber, wenn du dich nicht Mühe gibst, daß Bertold hier Senator wird, denn kriegt du es mit mich zu tun. Dann brauchst du nicht wieder in meinen Keller zu kommen und deine Male nicht und auch nicht deine Kinder! Hast mir verstanden?“

Gebeugt ging Julius davon. Morrüh band sich nachher eine reine Schürze vor und besuchte Frau Senator von gegenüber. Beide Frauen sprachen eifrig zusammen, und als nach einigen Tagen Bertold zu seiner Mutter kam, war sein erster Weg zu Herrn Julius. Er setzte sogar seinen hohen Hut für diesen Besuch auf und trug ihn noch, als er nachher zu Morrüh in den Keller stieg. Saß neben ihr auf dem alten Sofa, über dem noch immer das Bild aus den geflochtenen Haaren hing, und sprach von alten Zeiten. Nannte Morrüh „Du“ wie ehemals und fragte nach den Volkjes. Sie aber sagte „Sie“ und „Herr Doktor“ zu ihm und war ernsthaft. Als er sie bat, „Bertold“ und „Du“ zu sagen, schüttelte sie den Kopf.

„Das gehört sich nicht, Herr Doktor, is allens recht gut mit die Vertraulichkeit, aber ich bin Morrüh aus dem Gemüsekeller und Sie sind ein feiner Herr. Vielleicht werden Sie ein von unsre Obrigkeit, und allens muß an seinen richtigen Platz bleiben. Nicht zu hoch und nicht zu niedrig. Es soll mich recht sein, wenn Sie hierher kommen, und vielleicht kriegen Sie wieder mehr Haare auf den Kopf, die Sie wohl alle in Süddeutschland gelassen haben, wo es natürlich nicht so gesund is, wie in unsre Stadt. Wenn Sie denn hierherkommen, denn seien Sie man recht fleißig und besorgen die Geschäftens gut. Was Ihr Mutter is, die hat woll manchmal Sorgen um Ihnen gehabt. Ich weiß nix Genanes, aber es is mich so vorgekommen. Wo Sie der Älteste sind und Ihr Vater tot is, so müssen Sie sich ein bißchen ändern und auch sehen, daß Sie ne nette Frau kriegen. Mit den ersten Versuch is es ja woll nicht geglückt. Und nu gehen Sie man wieder — mit son'n fürchbar keinen Herrn, da mag ich nicht gern lange schnaden!“

Also stand Herr Bertold wieder auf der Strafe, wuschte seine heiße Stirn und murmelte einige Worte, die kein Mensch verstand. Ob sie ein Kompliment für Morrüh enthielten, weiß nur der Wind, der sie auf seine Flügel nahm und verwehte.

Als nach einigen Wochen die Senatorwahl war, wählte die Bürgerschaft den Doktor Bertold zum Senator, allerdings mit schwacher Stimmenmehrheit, und Julius hatte vorher schlaflose Nächte und nachher manche Unannehmlichkeit. Aber er gewöhnte sich an die Angriffe, die in seiner eigenen Partei gegen

ihn erhoben wurden, und hoffte später zu zeigen, daß er kein schwankendes Rohr war, wie ihm jetzt vorgeworfen wurde.

Vielleicht war es doch für ihn ein kleiner Trost, daß die alte Frau Senator zu ihm kam und ihm mit Tränen in den Augen dankte, gerade, als Morrüh bei ihm zu Mittag aß, seine beiden kleinen Kinder auf dem Schoß hielt und immer wieder versicherte, daß die Jungen viel hübscher wären als ihr Vater.

Als Frau Senator auch ihr danken wollte, schüttelte sie den Kopf. „Nix zu danken, Frau Senator! Ich weiß, was sich gehört, und was Julius is, der weiß es auch. Bloß, daß er es zuerst nicht so recht beareifen konnte. Er is ja immer ein bißchen dumm gewesen!“

Der neue Senator bedankte sich auch bei Julius, aber zu Morrüh ging er nicht.

„Die gute Alte ist reichlich scharf geworden!“ sagte er, indem er die Schultern zusammenzog. Julius lächelte.

„Tante Morrüh ist nicht für jedermann!“ entgegnete er. „Sie ist mir Elternhaus und alles gewesen. Ich verehere niemanden so, wie sie. Auch Sie, Herr Senator, können ihr dankbar sein. Denn, offen gestanden, waren Sie nicht mein Kandidat.“

Bertold erwiderte einige passende Worte und mußte auf dem Heimweg daran denken, daß er dem kleinen verheulenen Julius zuerst die Segnungen des Lebens beibracht hatte. Jetzt kam es ihm vor, als wäre der Schüler dem Lehrer um elfliche Längen vorausgeeilt. Er beschloß, sich Mühe zu geben, damit Julius nicht nötig hatte, ihn zum zweiten Male zu ermahnen.

Wenige Wochen später ließ Morrüh Julius holen. „Nu is es zu Ende!“ erklärte sie. „Laß mir man ordentlich unter die Erde bringen. Nicht zu hoch und nicht zu niedrig. Ich mein' das Bearäbnis. Mein Totenhemd liegt in die unterste Kommodenschublade.“

Sie sah im Lehnstuhl, und nichts an ihr deutete auf ein baldiges Abscheiden.

Julius versuchte, ihr den Todesgedanken auszureden, aber sie gebot ihm, ihr den Gesang „Jesus, meine Zuversicht“ vorzulesen.

Als er geendet hatte, saß sie ganz ruhig.

„Ein Testament hab' ich nicht gemacht!“ sagte sie. „Was meine Schwesterkinder sind, die sich in meinem irdischen Leben nicht um mir gekümmert haben, die können sich um die paar Sachen prügeln, das is mich einerlei. Und du, Julius, kannst man gleich das Bild übern Sofa mitnehmen. Das sind die Haarens von mein Großmutter selig, aus die es gemacht is, und da is die Großmutter, die das Rezept von den Volkjes hatte. Das Bild bringt Glück; aber auf die Sparkasse is nix mehr, das hab' ich allens brauchen müssen!“

„Tante Morrüh!“ Julius kniete vor ihr nieder und faßte nach ihren Händen. Die alte Frau sah in seine traurigen Augen, die voll Liebe auf ihr ruhten. Leicht fuhr sie ihm über den Kopf.

„Wein man nicht, Julius! Allens geht vorüber, auch das Leben. Das wirst auch merken, und ich freu' mir auf die Ruhe. Und wenn es dich gut geht, Jung, denn werd man nicht stolz! Nicht zu hoch und nicht zu niedrig! Laß deine Kinder was lernen und seh zu, daß sie gehorsam bleiben! Und nu gut Nacht!“

Sie legte den Kopf auf die Seite und entschlief so leise, daß Julius es kaum merkte. —

★

Es kam ein heller Herbsttag. Klarblauer Himmel mit feinen weißen Wolken darüber, und ein Sonnenschein so goldig, daß die alten Häuser in der Strafe ihre Grämlichkeit verloren und mit blanken Fenstern zu lächeln schienen. Goldig-auch waren auch die Blätter, die auf den Bäumen waren oder leise von ihnen zur Erde schwebten. Die Spaten auf den Dächern schilften wie im Frühling, und ein Schwalbennpaar, das den Anschlag an die große Herbststriebe veräumt hatte, flog eifertig hinter den Rücken her, die von der warmen Sonne erweckt waren.

Herr Senator Bertold stand neben seiner Mutter am Fenster und blickte auf die heiter glänzende Strafe.

Daß es hier auch so sonnig sein kann, wollte er sagen, schwieg aber, weil von gegenüber ein kleiner Leidenzug kam. Alles einfach, aber doch ordentlich, und der Saug war bedeckt mit Kränzen. Die Heide hatte die meisten Blüten gefandt, aber auch späte Rosen lagen auf dem schwarzen Schrein und sprachen von schöner, goldener Zeit, als auch die Rosen für die blühten, die nun die große, stille Reife antrat.

Während der Senator über die Strafe ging, um sich dem kleinen Zuge anzuschließen, an dessen Spitze neben dem Geistlichen Julius ging, kam ihm plötzlich eine Erinnerung. Er

hörte sich beten: „Lieber Gott, mach doch, daß Morrih hier bleibt!“

Und obgleich er in seiner Art traurig war, mußte er lächeln. Wie wir oft lächeln, wenn wir an die Wünsche unserer Kinderzeit denken. Denn das harte Leben zerstört die feinen Fäden, mit denen wir als Kinder mit Gott verknüpft waren, und wir können sie nicht mehr begreifen.

Aber die alte Frau Senator bog sich weit aus dem Fenster und winkte dem kleinen Zuge nach.

„Auf Wiedersehen, Morrih!“ sagte sie leise.

Nächtliches Klingeln

Eine unheimliche, aber lustige Geschichte von Nachtglöckern.

Von Hans Janson. (Nachdruck verboten.)

Nie war Fritz Eisenberg so zusammengefahren wie jetzt, da ihn ein heftiges Klingeln in das Amtszimmer seines Chefs berief. Sekundenlang stand er wie angewurzelt und starrte auf den vibrierenden Klöppel der altmodischen Metallglocke über der Tür. Was mochte der Alte von ihm wollen — jetzt — in der Nacht? Wollte er ihn, nach dem sechsen verlebten Familienabend, auf die Probe stellen? Ihn, an Stelle des diensttuenden Assistenzarztes, zu einem Kranken schicken?

„Ein Arzt,“ hatte der Alte gestern Abend gesagt, als Fritz Eisenberg beim Anstoßen mit ihm ein Tröpfchen Wein aus seinem Glase verschüttete, „muß jederzeit einen so klaren Kopf und eine so feste Hand haben, daß er beim dritten Auf der Nachtglocke eine Operation machen kann.“

Allerdings; aber daß der Alte von der Nachtglocke sprach, war doch merkwürdig. Sonst vernied er das Wort mit einer gewissen Sorgfalt — wohl in Erinnerung an eine alte Geschichte, die ihn beinahe seine Karriere gekostet hätte; denn da er sich als junger Assistenzarzt etwas in Unordnung geraten waren. Aber — kam das vom Wein oder von den Augen des jüngsten Geheimratsdöchterleins, zu dessen Heimkehr eben der Familienabend veranstaltet worden war?

Es klingelte zum zweitenmal, heftiger, wie es schien, als vorher. Fritz Eisenberg streckte seine Hand aus — nein, sie zitterte nicht, auch der Kopf war ihm so klar wie je. Warum also zusammenfahren? Ruhig, ganz ruhig, etwas den Anzug in Ordnung bringen, den Gesellschaftsfrack mit einem anderen Rock vertauschen, die Tür zu den Glaschränken, auch die Verbindungstür mit seinem Schlafzimmer, ordentlich verriegeln, was der Alte als junger Assistenzarzt verfaßt hatte. Na, gar so ängstlich brauchte er ja nicht zu sein; denn wenn er keinen Nachdienst hatte, wer konnte ihn dann für einen nächtlichen Einbruch verantwortlich machen, zumal, wenn ihn der Alte selbst aus dem Hause schickte? Immerhin — zu sechsen brauchte der hohe Chef, der ein so allerliebstes Töchterchen hatte, nicht, daß er im Stuhl eingeschlafen war. Er mochte denken, sein erster Assistent habe schon zu Bett gelegen, und wenn er dann, nach kaum fünf Minuten, mit Paletot und Hut zum Nachtgang bereit war, konnte das, nach einem gesellschaftlichen Abend, immerhin als hübsche Vereinskassenleistung gelten. Ob er für alle Fälle seinen Bergstod mitnahm?

Es klingelte zum drittenmal, und Fritz Eisenberg eilte, nachdem er die Tür hinter sich verschlossen hatte, durch den langen Korridor an das Zimmer des Geheimrates. Ohne, wie es üblich war, anzuklopfen, öffnete er und — prallte zurück. Wollte der Alte ihn narren?

Fritz Eisenberg war nicht mystisch veranlagt. Er war, wie er meinte, entschiedener Materialist gegenüber den tausend unerklärlichen Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen sich die phantastische Schulweisheit nichts träumen ließ. Jede Wirkung mußte also eine Ursache haben, und darum hatte er entweder geträumt, oder der Alte hatte ihn genarrt.

Eisenberg, noch halb im Flur stehend, schaltete das Licht an. Doch nichts! Das Zimmer mit seinen vier Wänden, von denen zwei vom Fußboden bis zur Decke von Büchern verdeckt waren, war leer, das heißt, der Alte sah nicht, wie er erwartet hatte, vor seinem Schreibtisch, die Hand am hoch-

stehenden Klingelknopf. Der Stuhl stand jedoch so, wie wenn er sich eben aus ihm erhoben hätte. Das breite Fenster der gegenüberliegenden Wand verhüllte ein schwerer Kesselvorhang, der sich kaum bewegte, als Eisenberg die Tür öffnete. Sollte der Alte, nachdem er zum drittenmal geklingelt hatte, zur Pförtnerstube gegangen sein?

Fritz Eisenberg schaltete das Licht aus und schloß die Tür. Hatte ihn doch ein Traum geäfft? Mit der Nachtglocke war die Klingel in seinem Zimmer nicht verbunden. Die Klingel nur in der Pförtnerstube und zugleich neben dem Bett des Geheimrates. Wer also in Dreifachnamen hatte dreimal auf den Knopf am Schreibtisch gedrückt?

Eisenberg eilte die Treppe hinunter an die Pförtnerstube. Die war verschlossen. Behutsam, wie er angefaßt hatte, zog er seine Hand vom Türgriff zurück. Er wollte sich nicht lächerlich machen. Ziemlich einwandfrei stand nun fest, daß er sich getäuscht hatte. Deutlich klang durch die Tür das rachsüchtige Schnarchen des alten Hermann, des Pförtners, den bekanntlich ein Antippen der Nachtglocke aus dem anscheinend brunnentiefen Schlaf weckte. Aber war denn anzunehmen, daß sich der Geheimrat einen nächtlichen Weintrunk erlaubt hatte? Na, denn mochte er sich nicht wundern, wenn es ihm ein zweitesmal wie dem Hirten erging, der zum Spaß seine Kameraden mit dem Wolf alarmierte. Als er dann wirklich kam, folgte niemand seinem Hilferuf.

Fritz Eisenberg ging langsam in sein Zimmer zurück. Kaum aber hatte er es aufgeschlossen, da zirpte — nein, da schrillte wieder die Klingel.

„Verdamnte alte Zuse,“ schimpfte jetzt Eisenberg, und damit meinte er die Klingel, die sonst wenig oder gar nicht benutzt wurde. Nichtsdestoweniger eilte er zum zweitenmal an das Arbeitszimmer seines Chefs, öffnete die Tür und drehte das Licht an. — Nichts! Doch da — das Klirren war von dem Stuhl vor dem Schreibtisch gerissen und lag auf der Erde.

Einen Augenblick stand Fritz Eisenberg wie erstarrt und betrachtete das schwarze, ziemlich zerfessene Ledertissen wie eine Erscheinung. Bestimmt hatte es vorher nicht an der Erde gelegen. Wie kam es jetzt dorthin?

Mit einem Schlage war Eisenberg die Situation klar. Man wollte ihn durch das Klingeln aus seinem Zimmer locken, um die Glaschränke mit den Instrumenten zu erschrecken. Nun, ihm sollten die Herren Einbrecher keine Falle stellen, wie damals dem Alten. Einmal das nicht und zum andern — er glaubte die nächtlichen Gesellen, die so genau Bescheid im Hause wußten, auch zu kennen. Wer anders sollte es sein, als einer der Techniker, die im Operationsaal den Apparat für das neue Markoseverfahren aufstellten?

Eisenberg zog prüfend die Luft ein. Noch es in dem Zimmer nicht stark nach Karbid? Ähnlich roch ja auch das Gas, das dem Markoseapparat entströmte. Der Kerl hätte sich erst desinfizieren müssen, ehe er auf Raub ausging; denn so verriert er sich allein schon durch den Geruch.

Schnapp, schnapp!

Fast mit einem Handgriff hatte Eisenberg das Licht ab- und den Schlüssel der Tür von außen umgedreht. So, der, der sich drinnen hinter dem Kesselvorhang versteckt, sah fest. Durch die Wände und das gewölbte Fenstergitter ging so schnell kein Weg ins Freie. Wo aber war der Kerl heringekommen? Sehr einfach, er hatte sich im Hause versteckt gehalten. Schwestern und Pflegepersonal wußten ja, daß er im Operationsaal die neue Anlage machte. Was war dabei, wenn man ihm auch außerhalb des Saales begegnete? Nicht einmal der alte Hermann wäre auf den Gedanken gekommen, daß der Techniker stehlen wolle.

Fritz Eisenberg fühlte, wie ihm das Blut plötzlich heiß zum Herzen und dann in den Kopf stieg. Eben war ihm eingefallen, daß er nun doch vergessen hatte, die Tür seines Zimmers hinter sich zu verschließen. Hastig eilte er dorthin.

Doch Gott sei Dank! Die Schränke waren heil und unberührt. Durch die Scheiben blühten im Mondschein die Instrumente, und in der linken Ecke des zweiten Schrankes — Ja, da stand auch der kleine Kasten mit seinen Gespannissen.

Eisenberg öffnete den Schrank und nahm das Kästchen. Unsicher stand es doch in dem Glaschrank. Kam es nicht oft genug vor, daß er einer Schwester oder einem Pfleger den Schlüssel gab und eines der Instrumente holen ließ? Und dann — wie augenblicklich —, wenn fremde Arbeiter im Hause waren? Die Instrumente stahl wohl nur ein Fachmann —, aber das Geld? Ob er es nicht doch besser auf die Spartasse brachte?

Fritz Eisenberg horchte in den Flur. Ein Geräusch, als wenn plumpe Hände an einen Türgriff packten, ließ sich vernehmen. Gab der Dieb sich gefangen? Versuchte er nicht einmal, geräuschlos sein Gefängnis zu öffnen?

Eisenberg nahm seinen Stod. Mit dem Kerl, dem offenbar die Angst im Nacken saß, nahm er es allein auf. Leise

drehte er den Schlüssel um, und mit einem Ruck stieß er die Tür auf.

„Hände hoch!“ kommandierte er dabei, indem er seinen Bergstock zum Schlag erhob. Aber dann prallte er so heftig zurück, daß er an die gegenüberliegende Flurwand flog.

Von seinem nächtlichen Erlebnis schwieg Fritz Eisenberg so hartnäckig, wie der alte Geheimrat von seiner früheren Erfahrung mit der Nachtglocke. Er verriet sich auch nicht, als das Lächelchen des Alten die Frage vernahm. Die würde sich schon an ihren Wilschnapf zurückfinden; denn als ihm das Tier plötzlich gegen den Leib sprang, vergaß er sogar, von seinem Bergstock Gebrauch zu machen.

Vom Ringe

In ältester Zeit galten die Armringe als Schmuck höher als die Fingerringe. Dazu hatte man Halsringe und Handringe, die auch Männer trugen. Die Hals-, Arm- und Handringe waren meist sehr kostbar, die größten und wertvollsten waren von ansehender Gestalt aus reinem oder mit Silber verlegtem Gold, nach heutiger Währung 600 bis 1000 Mark an Wert. Waren diese Ringe die eigentlichen Ehrengaben des deutschen Altertums, so wurden die Fingerringe doch noch von größerer Bedeutung für das Liebes- und Verlobungsleben. Sie waren von den verschiedensten äußeren Werten. Arme Jungfrauen und Frauen trugen einen Glasring, die reichen Gold, wohl auch mit eingelegeten Edelsteinen. Das gläserne Ringelein der armen Maid war unserem edlen Walter von der Vogelweide lieber als das schönste Gold der Königinnen:

„Was sie auch sagen, ich bin dir hold,
Und nehm dein gläsern Ringelein
Für einer Königin Gold.“

Aus einem mittelalterlichen Gedicht erfahren wir, was der Ring bedeuten soll. Da spricht ein Verlobter zu seiner Braut: „Wie der Ring den Finger fest umschließt, so gelobe ich, dich in fester Treue zu umschließen. Auch du mußt sie mir halten, oder der Tod trifft dich.“ Daß der Ring nichts anderes als das umschließende, Umgebende bedeuten sollte, zeigt, abgesehen von dem eben erwähnten Gedicht, die Sitte der früheren Zeit, nach der ein Faden oder ein Band das Zeichen der Verlobung war. Von dem Stoff des Ringes hing die Gültigkeit der Verlobung so wenig ab, daß die Kirche auch die Scheinverlobungen durch Ringe von Binzen oder Stroh für gültig erklärte. Treuen Herzen war der Ring stets ein treuer, unerbürdlicher Schatz. Als solcher erscheint er durchweg in unserem deutschen Volksliede; so heißt es z. B.:

„Ich hab' ihren Ring an meiner Hand,
Den geb' ich nicht um das deutsche Land,
Er kommt von ihren Händen.
Der Ring ist von rotem Gold,
Drum bin ich dem feinen Mägdelein hold, —
Wollt Gott, ich könnt' ihr dienen!“

A. D.

Aus dem Tagebuche einer Hausfrau

Wenn es eine „Dienstbotenkrise“ gibt, so sagt der Chemann geärgert zu der Frau: „Ich komme immer gut aus mit den Leuten. — Gewiß, aber warum genießt der „Herr“ diese Annehmlichkeit? Weil „er“ fast niemals zu Hause ist und das „fertige Werk“, die gebratenen Tauben“ genießt — indes die arme „Gründige“ sich den ganzen Tag über mit dem „Gegenpol“ reiben muß! —

*

Aus der Galerie meiner Dienstboten (wer kann nicht damit aufwarten?) taucht mir die Erinnerung an ein undrolliges Mädchen auf. Die junge Sklavin (heute ist es aber umgekehrt — wir haben die Rollen getauscht) war eine Tochter Böhmens. Marianka Pochanka zeigte sich „verzückt“ über ihren Dienst. Den ganzen Tag über ließ sie wie besessen im Hause umher und stammelte: „Sulche Glück, an so große Haas (Haus), in so große Haas!“ Allerdings war ihr früherer Dienst erottisch — denn Pochankas Aufgabe bestand darin, täglich 15 Stunde spazieren zu führen und nicht früher nach Hause zurückkehren zu dürfen, bis sie nicht feierlichst beglaubigte, daß sämtliche „Morls“ ihre hygienischen Pflichten genauestens ausgeführt hatten! Freilich er schien ihr das „große Haus“ wie ein Paradies dagegen. Aber nur kurz war meine Freude über Pochankas strahlende Seligkeit. Bald kam „Gendarm ihriges“ und entführte sie mir irgend wohin — wenn auch nicht in so „große Haas“!

*

Jahrelang trug ich im Busen die Nührung über den alljährlichen nie ausbleibenden Glückwunsch, den mir eine einstige kleine „Hauschneiderin“, die sich später verheiratete und diesem

Gewerbe alsdann entsagte, darbrachte. „Welch treues Gedenten auch in so einfacher Hülle“ — monologisierte ich, und drückte der Getreuen jedesmal, nebst meinem Dank, eine Flasche guten alten Weines in die biedere Hand. — Doch nichts ist ewig! Seit einigen Jahren bleibt die rührende Gratulation aus; ich vernahm sie schmerzlich. — „Warum? Warum?“ dachte ich grübelnd! Endlich die Lösung! Weil ich bei der letzten Gratulation der Getreuen unglücklicherweise keinen Wein zu Hause hatte. Kein Wein, keine Gratulation!

Anna Mildner.

Eigenes Heim

Mögt ihr begeistert mir die Ferne preisen
Des Nordlichts Zauber, Japans Teesirenen,
Mir wecht ihr nimmer meiner Jugend Sehnen
Nach Wunderblumen und dem Stein der Weisen . . .
Mich lockt ihr nimmermehr vom trauten Herde —
Durchstreift die weite Welt als gläubige Wandrer,
So wie einst ich . . . mich laßt . . . ich ward ein andrer . . .
Ich fand und hüt mein Glück — in Heimatde . . .

Kultur

Jüngst traf ich auf der Straße eine Dame, die viel las, und zwar mit Vorliebe abends im Bett. — „Da hab' ich mir wieder Futter aus der Leihbibliothek geholt,“ sagte sie, vergnügt auf ein paar Bücher deutend, die sie unter dem Arm trug. — „Ich würde an Ihrer Stelle auch meine — Hüte entleihen?“ bemerkte ich trocken. „Meine — Hüte?! . . . warum? — ach so, Sie Spaßvogel! — Nein, ganz abgesehen davon, daß mir das viel zu unappetitlich wäre, was würden denn die Leute dazu sagen . . .?“

Aus dem feinsinnigen, gehaltvollen „Frauenbrevier“ von Arthur Schubarth (Stuttgart, Adolf Bong & Co.).



Der Ausreißer

Die arme Minna steht und schreit:
„Da läuft das Lottchen, und schon weit!
Sollt ich sie nun noch kriegen,
Dann müßt ich ja wohl fliegen!
Flink und jung sind Lottchens Beine,
Steif und ungeschickt sind meine!
Oh, das sollt die Mutti wissen,
Daß mir Lotti ausgerissen!
Wo läuft nun hoch die Lotti hin?
Das will mir gar nicht in den Sinn!
Ach — läuft sie auf die Straße raus,
Kann ihr geschehen soviel Graus!
Wenn sie den Fahrdamm überquert,
Die Bahn vielleicht sie überfährt —
Radfahrer sind so viele da —
Und Motorräder erst — na ja!
Vielleicht auch tritt ein Pferd sie tot —
O weh, o weh, welch eine Not!
— Doch ei — da fällt mir plötzlich ein:
So was kann doch nicht möglich sein!
Geschlossen ist die Gartentür!
Den Schlüssel hab ich hier bei mir!“

M. N. Behrens

Nebrauer Anzeiger

Ämtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“
 Bezugspreis für einen Monat:
 Bei der Geschäftsstelle und den Postanstalten 0,85 M.

Schriftleitung: Wihl. Sauer in Köhleben.
 Druck, Verlag und Briefadresse: Sauer'sche Buchdruckerei, Köhleben.
 Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufmann Weig, Markt 34/35.
 Fernsprecher: Amt Köhleben Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22 832

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 5 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Reklameteil 15 Pf. Anzeigenannahme an Drucktagen bis 12 Uhr mittags.
 Bankkonten:
 Stadtpostkasse Nebra — Bankverein Wernern.

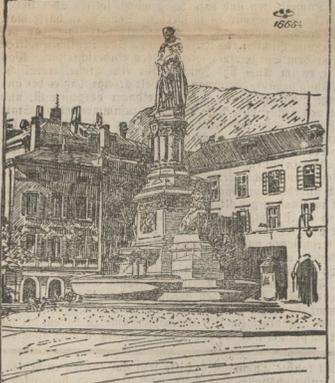
Nr. 98

Mittwoch, den 9. Dezember 1925.

38. Jahrgang.

Fascistische Bilderfümer.

Während der Falschen-Diktator Mussolini dem deutschen Volkstheater Rom zum kürzlich erfolgten Abschluß der deutsch-italienischen Handelsvertragsverhandlungen seine Glückwünsche übermittelte, lauteten die gleichzeitig bei uns eingetroffenen Nachrichten aus dem der Trebbia einseitig gepöbelten und deutschen Teil Süditaliens außerordentlich bezeichnend. Fast täglich kommt es in den dortigen Grenzgebieten zu heftigsten Demonstrationen gegen den deutschstämmigen und nach wie vor auch deutschsprachigen überwiegenden Teil der Bevölkerung. Die Regierungsmaßnahmen aus Rom übertreffen sich nacheinander in geradezu grotesk erscheinenden Ueberblüpfungen, die die Lage immer bedrohlicher machen. Es ist unter diesen Umständen zu verstehen, daß der deutschstämmige Teil der Südtiroler, die an und für sich schon ein seit Jahrhunderten überlieferter stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein haben, zu Abwehrmaßnahmen getrieben wird, die wiederum die italienischen Behörden als aufrichtig böseigend und daher bringen, aus dem neuen Gewaltmaßnahmen zu fordern. Nachdem man bisher gegen Einzelpersonen, die sich gegen die italienische Oberhoheit „empörten“, mit Geldstrafen und Freiheitsberaubungen vorgegangen ist, ist man jetzt dazu gekommen, auch den Kulturkampf gegen alles, was an deutsches Wesen erinnert, praktisch durchzuführen. So wurde die Entfernung des in Bozen lebenden, alten Südtiroler herrlichen Besäugers dieses herrlichen Landes in lächerlicher Erinnerung lebenden Denkmals des deutschen Minnesängers Walther von der Vogelweide verfügt, nachdem die italienische Regierung den Protest der Einwohnerhaft Bozens, soweit sie deutsch fühlt, in letzter Instanz verworfen hat.



Zum Terror der Faschisten in Südtirol. Das Denkmal des deutschen Minnesängers Walther von der Vogelweide in Bozen dessen Entfernung aus Tirol nunmehr in letzter Instanz von der italienischen Regierung befohlen wurde

Politische Nachrichten

Um die neue Reichsregierung. Am Sonnabend hat der Reichstagsrat Dr. Luther dem Reichspräsidenten die Demission des Rabinets überreicht. Der Reichspräsident hat den Rücktritt entgegengenommen und den Reichstagsrat und die Minister ersucht, bis zur Neubildung der Regierung die Geschäfte weiterzuführen. Reichspräsident von Hindenburg hat sich am Sonntag zum Reichstagspräsidenten über den Vortrag halten lassen und am Montag die Vertretung empfangen, um mit ihnen die politische Lage zu besprechen und sich über die Ansichten der einzelnen Parteien unterrichten zu lassen. Dabei hat der Reichspräsident den Wunsch geäußert, daß die Regierung auf möglichst breiter Grundlage gebildet würde und möglichst rasch vor sich gehen möge. Ob dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird, ist nach Lage der Dinge ziemlich zweifelhaft. So regte Luft zur Uebernahme der Regierung ist eigentlich in keiner Partei vorhanden, denn die schwierige Lage Deutschlands, das Darinbedürfnis der Wirtschaft, Arbeitslosigkeit usw. werden in diesem Winter der Regierung Schwierigkeiten über Schwierigkeiten bringen. Es wird sich in keiner Weise die Zufriedenheit des Volkes erlangen können und daher haben die Parteien Angst. Denn leider ist es ja in Deutschland so, daß nicht das Vaterland an erster Stelle steht, sondern erst kommt die Partei, und ehe der Parteibehand gefordert wird, verschieben die Auswärtigen schon lieber auf die Ministerstühle. Es dürfte also nicht



Landkreisrat sowie das Gekolnstitut des deutschen Spar-Kassen- und Giroverbandes, die deutsche Prozentanteile, ihnen vorbehalten besetzen sind.

Wiederaufnahme der deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen. Aus Paris verlautet, daß Staatssekretär Trendelenburg am nächsten Donnerstag, den 10. Dezember in Paris eintreffen wird, um die deutsch-französischen Verhandlungen wieder aufzunehmen. Vertreter des Kohlen-syndikats werden am Montag in Paris sein, um mit dem Minister für öffentliche Arbeiten die Frage der deutschen Kohleneinfuhr nach Frankreich zu regeln. Die „Journé Industrielle“ hält es für wahrscheinlich, daß man zu einem Abkommen gelangen werde. Die Kohleneinfuhr aus Deutschland werde freigegeben werden, nur einzelne Einschränkungen sollten bestehen bleiben, um die Interessen der französischen Kohlenproduktion zu schützen.

Deutschland hat erfüllt. Daily Telegraph meldet aus Paris: Die Reparationskommission hat in ihrer letzten Donnerstagstagung die Erfüllung der deutschen Darlehenszahlungen für den Monat November festgestellt. Die letzte deutsche Zahlung im laufenden Jahre in Höhe von etwa 22 Millionen Goldmark ist am 20. Dezember fällig.

Eine Denkschrift über die Not der Landwirtschaft. Der preussische Minister für Landwirtschaft hat an die Reichs- und Staatsregierungen eine Denkschrift über die Notlage der Landwirtschaft und über die zu ihrer Behebung notwendigen Maßnahmen verfaßt. Aus dem Inhalt ist hervorzuheben, daß als wichtigstes Erfordernis für die Wiederherstellung der Landwirtschaft die Wiederherstellung des Preisgleichgewichts von landwirtschaftlichen Erzeugnissen und Bedarfsgegenständen angesehen wird. Daneben werden Erleichterungen bei Festsetzung und Zahlung der Steuern, Vergünstigungen auf dem Gebiete der Eisenbahnfrachten und insbesondere die Senkung des unerträglichen Zinssatzes als wirksame Mittel angesehen, um die Rentabilität der landwirtschaftlichen Betriebe wiederherzustellen.

Die Lohnverhandlungen bei der Reichsbahn. Am Montagnachmittag begannen in der Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahn die Verhandlungen mit den Tarif-Gewerkschaften der Eisenbahner, die eine allgemeine Aufbesserung ihrer Bezüge mit Rücksicht auf die erschwerten Lebensbedingungen fordern. Die Vertreter der Gewerkschaften machten vor allem geltend, daß die Lebenshaltungskosten trotz der Preisfestsetzungsmaßnahmen der Regierung

Ein gutes Buch fehle auf keinem Weihnachtstisch!

Reiche Auswahl in Geschenkliteratur in der Buchhdlg. W. Sauer, Köhleben.

seit Abschluß des letzten Lohnabkommens wesentlich gestiegen seien, und daß die neue Lohnregelung diesen Verhältnissen Rechnung tragen müsse.

Amerikanische Schabenerjahrlagenforderungen. Die gemischte deutsch-amerikanische Kommission zur Regelung der Erbschaftsprüfung für Kriegsschäden hat 287 Forderungen amerikanischer Bürger gegen Deutschland im Gesamtbetrag von 11 681 212 Dollars genehmigt. Die größte darunter ist die des Standard Oil Co. mit 4750 000 Dollar. In 194 Fällen, die mit der Befreiung der „Lusitania“ zusammenhängen, wurden zusammen 2 409 418 Dollar bewilligt. 193 weitere Schabenerjahrlagen gegen Deutschland wurden abgelehnt.

Frankreich. Die neue französische Regierung hat für ihr Regierungsprogramm in Kammer und Senat eine Mehrheit erhalten. Bekanntlich befindet sich Frankreich ebenfalls in großen finanziellen Schwierigkeiten, wie fast alle Länder Europas. In Frankreich hatte man das Volk bisher damit getrostet, daß Deutschland alles bezahle. Da das nun aber doch nicht durchführbar ist, und jeder einmal in seinen eigenen Beutel greifen soll, ist großes Groll. Der Finanzminister Loucheur wird deshalb noch manchen Kampf bestehen müssen, bevor Ordnung in die französischen Finanzen kommt.

Polen. Der Währungsverfall in Polen nimmt seinen Fortgang. Die Verhandlungen der polnischen Regierung in New York zur Erlangung einer Anleihe sind gescheitert. Man scheint demnach in Amerika wenig Vertrauen zur „polnischen Wirtschaft“ zu haben.

Syrien. New York Herald veröffentlicht eine Depesche aus Kairo, nach der die Ankunft des neuen französischen Oberkonsuls in Syrien, de Jouvanel, in Damaskus zeitlich mit einem Friedensangebot des Führers der Drusen zusammenfällt. Seine Vorschläge sollen wie folgt lauten:

- 1) Wiedererrichtung des früheren Regimes für das Libanongebiet, 2) Abschaffung der Politik, Syrien in wirtschaftliche Verwaltungseinheiten aufzulösen, 3) Nämigung des Gebiets der Drusen durch die französischen Truppen, 4) Einberufung der gesetzgebenden Versammlung zwecks Bildung einer annehmbaren Regierung, 5) Abschluß eines deutsch-französischen Handelsvertrages, 6) Amnistie für alle politischen Verbrechen, 7) Zahlung einer Kriegsschadensabgung.

Der Weg zur Friedensmiete.

Im Sommer hat der Reichstag ein Gesetz angenommen, demzufolge spätestens am 1. April 1926 die vollen Friedensmieten wieder erreicht sein müssen. Daraufhin hat die preussische Staatsregierung einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, der die Verteilung der künftig vom Mieter zu zahlenden Beträge neu regelt. In der Begründung zu dem Gesetzentwurf heißt es, daß die Mieter in Preußen bisher nicht unerheblich besser daran waren als die Mieter in den meisten anderen deutschen Ländern. Bis Ende 1925 haben nämlich die Mieter in Preußen nur 82 Prozent der Friedensmiete zu zahlen, während es 95 in Bayern, die Mieter bereits seit einigen Monaten 95 Prozent, in Thüringen die Mieter immerhin 90 Prozent zu zahlen hatten. Man wird es daher in den außerpreussischen Ländern als einen Akt der Gerechtigkeit empfinden, daß nun auch die Mieter in Preußen mehr als bisher zu zahlen haben werden, — wenn man sich schon einmal auf den Standpunkt stellt, daß die Bewirtschaftung der Mietshäuser allmählich abgebaut werden muß. An dem neuen preussischen Gesetz gibt es jedoch einige Punkte, die für das ganze deutsche Volk Interesse beanspruchen. Dies ist zunächst die Bestimmung, daß von den 6 Prozent, um welche zunächst am 1. Januar 1926 die Miete erhöht werden soll, nur ein Drittel (2 Prozent) den Hausbesitzern, und zwei Drittel (4 Prozent), den öffentlichen Kassen zugute kommen sollen. Die auf den Staat entfallenden 4 Prozent sollen aber nicht einmal zum Teil der Bekämpfung der Wohnungs-Neubaukosten dienen, sondern restlos dem sogenannten „allgemeinen Finanzbedarf“ zuzuführen. Da die Hauszinssteuer nach allgemeinem Urteil eine wirtschaftlich und sozialrechtlich lästige Steuer ist, muß gefordert werden, daß sie sobald wie möglich abgebaut werde. Je größer aber das finanzielle Interesse des Staates an der Hauszinssteuer ist, um so schwieriger wird es sein, sie zu heben. Denn je älter oder neuer Finanzminister wird sich um eine Einnahmequelle trennen wollen, die einen erheblichen Teil seines Finanzbedarfes deckt. Der Charakter der Hauszinssteuer wird auch nicht dadurch geändert, daß sie, — wie es in dem erwähnten Gesetzentwurf vorgesehen ist, in „Gesamtschuldenszinssteuer“ umgestuft wird. — Der zweite Punkt, in welchem der preussische Gesetzentwurf allgemeines Interesse beansprucht, ist der, daß der Weg zur „Friedensmiete“ ausgerechnet in besonders schweren Krisenmonaten beschleunigt zurückgelegt werden soll. In der Zeit vom 1. Januar bis zum 1. April 1926 sollen die Mieter in Preußen um 82 Prozent auf 100 Prozent der Friedensmiete erhöht werden, d. h. um mehr als ein Fünftel des derzeitigen Satzes. Da die traurige Lage unserer Wirtschaft und unserer öffentlichen Finanzen keine allgemeine Erhöhung der Gehälter und Löhne in einem entsprechenden Umfange gestattet, so wird der schnelle Übergang zur